

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung

Band: 12 (1955)

Heft: 1-2

Artikel: Die künstlerische Gestaltung in der Stadtplanung

Autor: Pinthus, Alexander

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die künstlerische Gestaltung in der Stadtplanung



Dr. Alexander Pinthus ist seit 1952 Senior Lecturer an der Israelischen Technischen Hochschule von Haifa. Geboren 1893 in Nordhausen am Harz, studierte er Architektur und Städtebau an den Technischen Hochschulen Aachen und Hannover, wo er 1929 sein Doktorat ablegte. 1920 bis 1923 beschäftigte er sich mit Wohn- und Siedlungsbau in Köln und Essen. Von 1923 bis 1933 ist er in der Stadtplanung von Köln und Berlin (Köpenick) tätig. Ab 1935 war er Mitarbeiter von Professor A. Klein, dem Pionier der israelischen Landes- und Stadtplanung.

Gegenstand dieser Untersuchung soll die Rolle sein, die der künstlerischen Gestaltung bei der Aufstellung des Stadtplanes zufällt, also in einem Stadion, das noch weit vor der Ausführung der Stadt, vor dem Entwurfe der Bauten, Plätze usw. liegt.

Im allgemeinen werden bei der Aufstellung des Generalplanes (auch unter dem Namen Masterplan, Outlineplan und anderen Bezeichnungen) nur technisch-wirtschaftliche oder auch sozialpolitische und hygienische Aspekte in Betracht gezogen. Die ästhetische Seite wird aber nur sehr nebenbei behandelt, als etwas «was sich von selbst versteht», in der Hoffnung, dass später, wenn alles festgelegt ist, schon Architekten kommen werden, die «etwas Schönes» machen werden.

Ja, man wirft in allem Ernst die Frage auf, ob überhaupt die Aufstellung des Stadtplanes Gegenstand künstlerischer Gestaltung sein kann.

Nicht, dass man die Möglichkeit bezweifelt, die technischen Einrichtungen in ästhetisch befriedigender Weise zu formen; die Frage ist vielmehr, wie weit ein lebendiger Organismus, wie eine Stadt, der sich nach biologischen Gesetzen entwickelt, welche sich im Augenblick der Planung noch nicht voraussehen lassen, der blüht und welkt, der wächst und schrumpft, der sterben und aus den Ruinen wieder auferstehen kann — wie weit diese Hülle des veränderlichen sozialen Lebens von Genera-

tionen überhaupt dem vorausschauenden Gestaltungswillen zugänglich ist.

Dagegen lassen sich verschiedene Einwände machen, z. B. dass sich ja auch die technisch-wirtschaftlichen Probleme nur für eine sehr begrenzte Zeit voraussehen lassen, so dass heute keine Stadt der Welt den Verkehrsbedürfnissen gewachsen ist; anderseits legen die technisch-wirtschaftlichen Investierungen den Städten starre Fesseln an, aus denen sie sich selbst nach fast vollständiger Zerstörung der oberirdischen Bauten nicht befreien können, so dass viele im Kriege zerstörte Städte nicht zu grosszügiger Neuplanung schreiten konnten.

Wir sollten daher die entgegengesetzte Frage stellen — ob wir das Recht haben, bei unseren Stadtplanungen, mit denen wir Werke für die Ewigkeit begründen, lediglich die physischen Bedürfnisse dieser, oder bestenfalls der nächsten Generation in Betracht zu ziehen, oder ob wir nicht vielmehr die Pflicht haben, diese Werke, soweit es in unseren Kräften steht, vom ersten Anfange an künstlerisch zu gestalten.

Wenn wir zu dieser Auffassung neigen, dann müssen wir uns fragen:

- I. Welches ist die Aufgabe der künstlerischen Gestaltung im Rahmen der Stadtplanung?
- II. Welche ästhetischen Gesetze können für die Stadtplanung gelten?
- III. In welcher Weise können wir solche Gesetze auf die Planungsarbeit, besonders in Israel, anwenden?

Unsere Zeit, in der wir hier in Israel der Stadtplanung — nicht nur als akademisches Problem, sondern als brennender aktueller Aufgabe — gegenüberstehen, fällt zusammen mit einer Wende in der Stadtgestaltung: Abgesehen von den neuen Forderungen der Technik, des Verkehrs, der Hygiene, der wirtschaftlichen Organisation, des Luftschutzes usw., ist auch die innere Beziehung des Bürgers zur Stadt eine andere geworden. Noch vor nicht so langer Zeit konnte ein Werk über «Wohnung und Siedlung» (von Paul Wolf, 1926) als Symbol des menschlichen Siedelns ein Titelbild bringen, auf dem eine Herde sich um ihren Hirten schart. Dieser «Hirte» im Stadtorganismus und im Stadtbilde — sei es die Akropolis, das Kapitol, das Schloss, die Burg, die Kathedrale, das Rathaus — hat aufgehört, die Stadt nicht nur als Baumasse, sondern auch ideell zu überragen. Die Städte haben sich ausgebreitet, nun eben wie eine Herde ohne Hirten.

Wenn wir uns also hier mit dem Probleme der Stadtgestaltung befassen, so stehen wir mitten in einem internationalen, nicht nur fachlichen, sondern auch kulturellen Probleme.

Deshalb scheint es gerechtfertigt, in den folgenden Ausführungen nicht nur auf Aeusserungen der Fachliteratur, sondern auch auf die Meinungen geistig führender Persönlichkeiten Bezug zu nehmen, um so mehr, als die vielen in der Fachliteratur verstreuten Veröffentlichungen sich weniger mit unserem Probleme der Gesamtplanung als vielmehr mit stadtbaukünstlerischen Einzelfragen, wie Platz- und Strassengestaltung usw., befassen.

Aufgaben der künstlerischen Gestaltung in der Stadtplanung

Wenn wir zunächst der Aufgabe der künstlerischen Gestaltung bei der Stadtplanung nachgehen, so können wir beobachten, dass der eingesessene Bewohner sich oft der Gestaltlosigkeit seiner Stadt gar nicht bewusst ist; steht er doch zu ihr in einem Verhältnis, wie ein Kind zu seiner Mutter, dem diese immer als die Schönste von allen erscheint.

Demgegenüber stehen aber die Stimmen, die vom Ueberdruss gegen die in stumpfer Gewohnheit erhaltene Form der Städte und der Sehnsucht nach einer neuen, «schönen» Stadt zeugen.

In amerikanischer Klarheit wird diese Meinung in Sinclair Lewis' «Babbitt», dem Spiegelbild der amerikanischen Stadt, ausgesprochen: Einem Bürger, der seine Stadt Zenith rühmt: «Zenith ist die Stadt der gigantischen Macht, der gigantischen Gebäude, gigantischen Maschinen, gigantischen Verkehrsmittel», wird erwidert:

«Ich hasse Eure Stadt. Sie hat durch ihre Leidenschaft für das Einheitsmass und den Durchschnitt alle Schönheit aus dem Leben gelöscht. Sie ist ein riesenhafter Bahnhof — und alle Leute darin lösen ihre Billets für die besten Friedhöfe.»

In poetischer Form prägt der Dichter denselben Gedanken:

«... Die grossen Städte sind nicht wahr; sie täuschen den Tag, die Nacht, die Tiere und das Kind; ihr Schweigen lügt, sie lügen mit Geräuschen und mit den Dingen welche willig sind. Nichts von dem weiten wirklichen Geschehen das sich um dich du Werdender bewegt, geschieht in ihnen...»

(Aus dem «Stundenbuch» von Rainer Maria Rilke.)

Und in einem englischen Romane («Another Year» von R. C. Sherriff) heisst es in einem Gespräch mit einem neuen Pfarrer:

«Nein, es liegt nicht an Ihnen, es liegt an den Männern, die diese Stadt gebaut haben...»

Wenn Sie sich überlegen, warum niemand in die Kirche kommt, so müssen Sie sich auch einmal überlegen, wofür man in Woodbank Gott eigentlich danken sollte.»

In diesem Zusammenhange ist es interessant, dass ein freies Planungsgremium in der Stadt Zürich, ausser Aerzten, Juristen und anderen, auch einen katholischen und einen evangelischen Geistlichen eingeladen hatte, um ihre Meinung über die Planung der Stadt für die Zukunft zu hören. Beide beantworteten diese Frage (selbstverständlich nicht unter dem Gesichtspunkte des Kirchenbesuches, sondern) vom allgemein menschlichen Standpunkte und kamen in ihren Ausführungen zu inhaltlich ähnlichen Ergebnissen — der evangelische Pfarrer Max Gerber:

«... Die Menschen sollen so siedeln, dass sie nicht vom Reichtum der Schöpfung abgeschnitten sind.»

Und der katholische Theologe Dr. Gallus Jud:

«... Die Dauer unserer Werte hängt ab von der Verbundenheit mit den ewigen Werten.»

(Hans Carol und Max Werner: «Städte — wie wir sie uns wünschen». Ein Vorschlag zur Gestaltung der Großstadtgebiete, dargestellt am Beispiele von Stadt und Kanton Zürich, bearbeitet durch die Arbeitsgruppe für Landesplanung der Akademischen Studiengruppe. Regio Verlag, Zürich 1949.)

Schon früher hatte der französische Urbanist Gaston Bardet einem Aufsatze, der sich mit dem Probleme der Stadtplanung beschäftigt, die Ueberschrift gegeben:

«Le face-à-face avec Dieu une nécessité psychologique.»

(Gaston Bardet, «Pierre sur Pierre, Construction du nouvel urbanisme».)

Aus diesen Proben geht hervor, dass in der bisherigen Stadtplanung eine Lücke klafft, die sich nicht mit technischen Mitteln überbrücken lässt:

Das Sehnen nach dem seelischen Erleben im Stadtraume.

Diese Aufgabe kann allein durch die künstlerische Gestaltung der Stadt in ihrer Gesamtheit erfüllt werden.

Bei dem Gedanken an die Durchdringung der technischen Funktionen der Stadt mit seelischem Erleben erinnern wir uns der Vision der Volksiedlung im Faust II, als höchster Erfüllung des Lebens, für die es sich lohnt, den Vertrag mit Mephistopheles einzulösen:

Während die Schaufeln klappern, um den Sumpf, der am Gebirge hinzieht trocken zu legen und das Meer abzudämmen, verschwinden die grauen Schwestern, die den Menschen bedrängen — Mangel und Not, Schuld und Sorge!

Und das eben müssen wir in Israel als Aufgabe der Siedlungsplanung betrachten — nicht nur, um mit Faust zu sprechen, «ein freies Volk auf freiem Grund» zu schaffen, sondern auch die Nebel der Golah, die uns umschatten, zu zerstreuen.

Vielleicht ist dieser Sprung von Goethe zum kibbuz galujoth (Sammlung der Verstreuten) etwas gewagt, und deshalb soll ein Gedanke aus unserer allereigensten Literatur hier Platz finden:

Nach der biblischen Vorschrift sollen die Zufluchtsstädte von einer breiten Freizone umgeben sein (IV. Buch Moses, Kap. 35). Dazu gibt Raschi (Rabbenu Schimon ben Jizchak) als Grund an: «Der Schönheit wegen.»

Diese Auslegung ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Zunächst, dass der Rabbi, der ums Jahr 1100 in Südfrankreich und im Rheinlande lebte, überhaupt den Gedanken der Schönheit mit der Stadtanlage in Verbindung bringt; denn wir pflegen die Städte dieser Epoche als «gewachsene» Städte zu bezeichnen und wollen damit ausdrücken, dass sie ihre Gestalt nicht einer vorausschauenden Planung verdanken, die etwa ästhetische Momente hätte in Betracht ziehen können, sondern dem allmählichen, auf praktischen Notwendigkeiten und Zufällen beruhenden Wachstum.

Dazu kommt, und das ist im Zusammenhange mit unserem Thema wichtig, dass Raschi die Absicht des biblischen Gesetzes, der Stadt Schönheit

zu verleihen, eben bei den Städten voraussetzt, die als Zuflucht für die schuldlos Verfolgten dienen sollen, so dass diese Städte nicht nur das äussere Leben sichern, sondern durch ihre «Schönheit» auch zur inneren seelischen Befreiung verhelfen.

Hierin kristallisiert sich deutlich die Antwort auf die Frage, welches die Aufgabe der künstlerischen Gestaltung bei der Stadtplanung sein soll, nämlich *die seelische Befreiung und Entlastung des Stadtbewohners im Gewirre des Alltages*, von dem sie in unserer Zeit der Mechanisierung des Lebens — ohne Schuld — getrieben werden.

Um aus den zitierten Stimmen von Führern des Geistes und der Seelen für unsere Planungsarbeit Schlüsse ziehen zu können, müssen wir versuchen, die Gründe für den Ueberdruss an der bisherigen Stadt und das Ziel der Sehnsucht nach den «ewigen Werten» zu klären, von denen diese Zitate aus der Literatur verschiedener Länder und Zeiten sprechen.

Den Ueberdruss an der bisherigen Stadtform begründet Sinclair Lewis in den zitierten Worten ja sehr klar mit der «Leidenschaft für das Einheitsmass und den Durchschnitt», die die Städte beherrscht. Tatsächlich kommen die Städte dank der Musterbauordnungen zu immer grösserer Einheitlichkeit in den Strassenbreiten, Bauhöhen und Hausbreiten; dank der Standardmasse bekommen Türen und Fenster gleiche Grössen und die Bauindustrie liefert normalisierte Bauteile und Baumaterialien auf jede Entfernung, so dass die früheren örtlichen Unterschiede in Putz-, Ziegel- oder Steinbau verwischt werden, und schliesslich hat das flache Dach alle charakteristischen Dachformen mit ihrer wechselnden Eindeckung in Ziegeln oder Schieferplatten verschiedener Form und Farbe verdrängt.

Diese Nivellierung des Stadtbildes ist vielleicht ein Grund dafür, dass die Maler immer noch die Romantik der alten Städte als Motive bevorzugen oder die Kehrseite der Städte in Impressionen von sonnenbestrahlten Brandgiebeln oder auch — als Hintergrund sozialer Mißstände — Strassen und Höfe von Slums zeigen.

Stadtplaner und Architekten bemühen sich, dieses Gleichmass der an sich schon hohen Baumassen mit noch höheren Baukörpern zu durchbrechen. Aber solche Gebäude sind schon ausserhalb des menschlichen Maßstabes — in der Nähe für das Auge nicht erfassbar und in der Entfernung in ihren Einzelheiten nicht mehr ablesbar. Während die griechische Baukunst ihre Monumentalgebäude in der subtilsten Weise der Aufnahmefähigkeit des menschlichen Auges anpasste und alle psychischen Widerstände beseitigte, wirken unsere modernen Grossbauten verwirrend auf den Beschauer.

Aehnlich wie bei den Bauten liegt es bei den Strassen- und Platzräumen: Die für die Abwicklung des Verkehrs, besonders bei wichtigen Strassen erforderliche Breite ist schon so gross, dass es kaum möglich ist, den Eindruck der Strasse noch durch Erweiterung zu «Plätzen» zu steigern, es sei denn durch Ausmasse, die für das Auge nicht mehr

erfassbar sind, und die auch mit architektonischen Mitteln nicht mehr zu gestalten sind.

Aber abgesehen davon würden solche «Plätze» auch als sinnlos empfunden werden, weil sie mit ihrer Uebergrösse keine inhaltliche Steigerung verbinden, wie etwa das Forum, der Markt, der Schlossplatz, der Paradeplatz früherer Zeiten, die im Verhältnis zu dem üblichen Strassenmass «gross» waren und bei bestimmten Gelegenheiten die Bewohner durch Ansammlung Gleichgestimmter in eine gesteigerte oder festliche Stimmung versetzten.

Auch bei den Bauten kommt zu den erwähnten optischen Widerständen noch der innere Widerstand gegen Gebäude, deren Uebermass nicht durch ihren Inhalt begründet ist. Das Bürohochhaus und der Wohnturm können wirtschaftlich gerechtfertigt sein und eine erwünschte architektonische Kulisse bilden, aber ihre Höhe kann mit den Augen nicht auch gleichzeitig das Gemüt des Beschauers erheben, so wie es einstmals die Kathedrale, das Schloss, das Rathaus konnten, als der Inhalt dieser Gebäude die «ewigen Werte» darstellte, mit denen das Leben der Bürger seelisch und räumlich verbunden war.

Man hat versucht, der heutigen Stadt eine neue «Stadtkrone» durch riesige zentrale Volkshäuser und Bildungszentren zu geben (Bruno Taut: «Die Stadtkrone»). Aber auch eine solche neue Krone würde weder als Baumasse noch durch ihren Inhalt die Stadt auf sich konzentrieren können. Denn zu der Demokratisierung und der Ablehnung von geistigen Fesseln, auf die früher hingewiesen wurde, tritt, nach dem Erlebnis von zwei Weltkriegen, noch das Bewusstsein von der Vergänglichkeit aller menschlichen Werte. Deshalb wird gerade der Städter die Beziehungen zu den «ewigen Werten» nicht mehr innerhalb der Stadt, sondern in den Erscheinungen der Natur suchen, von denen er hoffen darf, dass sie die Generationen der Menschen überdauern.

Hierzu kommt noch die Art, in der wir heutigen Menschen gewöhnt, ja gezwungen sind, unsere Umgebung zu sehen und innerlich zu verarbeiten.

Während unsere Grosseltern noch eine Mappe mit Kupferstichen wieder und wieder mit Genuss anschauen konnten, sucht man heute Freude am Film mit Farben, Musik und happy end. Ebenso haben wir heute nicht mehr die innere Sammlung, eine schöne Hausfassade mit plastischem Schmuck und anderen Verzierungen, einen gepflegten Vorgarten oder einen einzelnen blühenden Baum an der Strasse zu bewundern. Wir nehmen uns auch nicht die Zeit dazu, und wenn wir es auch täten, würden bald vor uns oder hinter uns Autos vorbeifahren, uns den Anblick verwischen und jedenfalls die Stimmung zerreißen. Noch weniger kann derjenige, der selbst im Auto fährt, im schnellen Vorüberfahren, Einzelheiten wahrnehmen.

Es sind also bei der Stadtplanung eine Reihe von Momenten in Betracht zu ziehen, die über die sogenannte «physische Planung» hinausgehen, und die die psychische Beziehung des Bewohners zu seiner Umgebung betreffen.

Aus dieser «psychischen Planung» ergeben sich die Forderungen und Möglichkeiten für die künst-

lerische Gestaltung schon bei der Stadtplanung, als Grundlage der baukünstlerischen Ausführung.

Die ästhetischen Gesetze der Stadtplanung

Aus den dargestellten Gründen — der andersartigen Beziehung des Bewohners zum Stadthinhalt und zum Stadtraum, den andersartigen architektonischen Ausdrucksmitteln, der anders gearteten Bildaufnahme — würde es zwecklos sein, an die ästhetischen Gesetze der «schönen alten Stadt» anzuknüpfen.

Es muss versucht werden, gewisse Richtlinien zu finden, die den besonderen Anforderungen der Stadtplanung entsprechen, und es die Frage, wie weit bewährte Regeln aus den vertrauten Künsten uns dabei helfen können.

Nun ist es bezüglich der Architektur sehr beliebt, Vergleiche mit der *Musik* zu ziehen; man spricht von Komposition, Rhythmus, Harmonie usw. in der Architektur.

Auch hinsichtlich der Stadtplanung könnte man manche Parallelen zur Musik finden:

Der Eindruck einer Stadt z. B. kann meistens nur in einem Zeitablauf — ähnlich einem Musikwerke — gewonnen werden, während man die Stadt durchschreitet oder durchfährt.

Der Stadtplaner — ebenso wie der Komponist — müssen zunächst ihr Werk dem Papier, der eine als Plan, der andere als Partitur anvertrauen, und sind nicht sicher, es so, wie es ihnen vorschwebt, verwirklicht zu finden.

Hier ist auch wenigstens ein Wort zu erwähnen aus den einzigartigen Bemerkungen von Stefan Zweig über Städte aus seinen «Begegnungen mit Menschen, Büchern und Städten». Da heisst es:

«Wir in Europa haben Städte, die nichts sind als höchste Form der Landschaft, wie Musik wirken, weil sie Harmonie sind.»

Aber alle diese Beziehungen würden uns nicht veranlassen, die Anregungen für die ästhetischen Gesetze der Stadtplanung gerade bei der Musik zu entlehnern, ohne die zufällige Begegnung mit einer kleinen Schrift von Bruno Walter: «Von den moralischen Kräften der Musik.»

Er zeigt darin den Einfluss auf die Psyche des Hörers — wie das Hören der Musik zu einem inneren Ausgleich führt, und wie die Ausübung in grösseren oder kleineren Gemeinschaften eine Verbindung zwischen den Menschen herstellt — und führt diesen Einfluss zurück auf den, jedem klassischen Musikwerke eigenen harmonischen Ausklang.

Diese Gedanken liegen so nahe zu dem, was wir, nach dem früher Gesagten, mit Hilfe der Kunst in der Stadtplanung erreichen möchten, dass es sich lohnt, ihnen weiter nachzugehen:

Der harmonische Ausklang, von dem Bruno Walter spricht, wird ja erst dadurch befreiend, beglückend empfunden, dass ihm Gemütsstimmungen verschiedener Art vorausgehen, die das Musikwerk im Hörer durch Tempo, Rhythmus, Harmonie und Lautstärke hervorruft. Das geschieht in den klassischen Musikwerken in der Regel in drei Sätzen: Der erste, mässig schnelle Satz (etwa *vivace*), ver-

setzt den Hörer in eine *Spannung*; der zweite, langsamere (*adagio*), führt ihn zur inneren *Sammlung*; der dritte, wieder lebhaftere (*allegro*), bringt ihn zu einer *Steigerung*, aus der ihn schliesslich der harmonische Ausklang des Finale *befreend* entlässt.

Zu diesen Stimmungen — Spannung, Sammlung, Steigerung und Befreiung — kommt noch, wie uns scheinen will, als wesentliches Moment der Kontakt, den der Hörer durch das *Thema* mit dem Musikwerke findet. Dieser Kontakt wird um so leichter, besonders für den ungeschulten Hörer hergestellt, wenn das Thema aus der dem Hörer bekannten Tonwelt entnommen ist, wie der Natur (Tierstimmen, Wind, Wasser), Volksliedmotiven usw. Dann werden die Themen und ihre Variationen leicht ein Echo im Gemüt des Hörers finden, und er wird sich leicht in der Komposition «zurechtfinden».

Durch solche allgemeine Regeln, die erst den Rahmen für die eigentliche klingende Komposition bilden, gelingt es der Musik, den Hörer in Beziehung zum Werke zu bringen und bestimmte wohltuende Gemütsstimmungen auszulösen, womit sie genau das erreicht, was wir als die Aufgabe der künstlerischen Gestaltung in der Stadtplanung bezeichnet hatten, die ihrerseits auch den Rahmen für den eigentlichen Aufbau der Stadt geben soll.

Es soll deshalb versucht werden, die in der Musik gefundenen Anregungen auf unser Fachgebiet anzuwenden, wobei selbstverständlich die dort auftretenden akustischen Beziehungen auf optische Beziehungen zu übertragen sind und die Tempi der Sonatensätze auf das Tempo des Verkehrs und den Rhythmus der Bebauung innerhalb unserer Stadtbezirke.

Anwendung ästhetischer Gesetze in der Stadtplanung

Bei der Uebertragung der in der Musik gelgenden Regeln auf die Stadtplanung möge an erster Stelle das *Thema* stehen.

Während die den Hörer ansprechenden Themen aus der klingenden Natur stammen, dem Vogelruf, dem Fliessen des Wassers, dem Rauschen der Blätter, dem Heulen des Sturmes oder dem Klange naturnaher Volksinstrumente, werden die Themen der Stadtplanung sich ergeben aus der optisch wahrnehmbaren Natur: Wasser und Berge, Sonnenaufgang und -Untergang, der Taghimmel im klaren Blau oder mit ziehenden Wolken, der Nachthimmel mit wechselnden Mond und Sternen, Blühen und Welken nach den Jahreszeiten, Nebel und Licht — alle jene ewigen und immer neuen Werte um die die Großstädte mit ihren engen Strassenschluchten und Höfen und mit ihrer alles überstrahlenden Nachbeleuchtung den Menschen, nach den Worten des Dichters, betrügen.

Die «besondere Note» sozialer, kultureller oder wirtschaftlicher Art, die manche Stadt hat, ist im Laufe der Zeit sehr veränderlich und lässt sich während der Planung nur selten voraussehen; was sich aber bei der Planung als «Thema», als Basis der Konzeption erfassen lässt, das ist die umgebende Natur, in die eine Stadt hineingeboren wird.

So wie jedes Musikwerk seine ihm eigenen Themen hat, die es variiert und die nur ihm allein zugehören, wenn es nicht als Plagiat gelten soll, so sollte jede Stadt ihr eigenes Grundmotiv haben, das die Bewohner unausgesprochen verbindet und die Stadt zu «ihrer» Stadt macht.

Das der Stadt eigentümliche «Thema» muss freilich vom Planer gefühlt und ausgewertet werden.

Glücklicherweise ist unser kleines Land mit einer solchen Mannigfaltigkeit der Natur gesegnet, dass wahrscheinlich mehr Themen aus der Natur zu finden sind, als wir die Möglichkeit haben werden Städte zu bauen: Meer und Seen und Dünen und Berge und Felsen und Wüste und Wälder in allen Zusammenstellungen und Nuancierungen in Formen, Farben und Beleuchtungen.

Aus der Beziehung der Siedlung zur Landschaft, die so wie sie ist, nur in Israel sein kann — sei es im Sharon oder im Galil, im Gebirge Yehudah oder im Negeb — wächst die Beziehung des Menschen zum Lande, so dass, mehr als nur die Stadt, das ganze Land zur Heimat wird.

In diesem Zusammenhange möge eine Bemerkung über die Beziehung von Stadt zur Landschaft eingeschaltet werden, die der schon zitierte Bruno Walter in seiner Selbstbiographie «Thema und Variationen» in bezug auf die Stadt Wien macht:

«Wenn der Wiener die innere Stadt verlassen hat... trifft sein Blick auf die anmutige Silhouette des Kahlenberges, die, über der Strasse liegend, den Horizont begrenzt. Welch ein neuer, nie versagender Reiz für mich, welche Erwärmung des täglichen Lebens, über die lärmende Strasse der Weltstadt hinaus auf die ruhige Schönheit jener Hügelkette sehen zu können! Welch ein Labsal, solche schweigende freundliche Einladung in den Wiener Wald auch auf beruflichen Wegen oft vor Augen zu haben.»

Diesen Kontakt mit der umgebenden Natur brauchen wir bei uns ja nicht erst herzustellen, sondern nur bei der Planung, durch Auslassung der Bebauung an geeigneten Stellen und durch entsprechende Neigung der Strassen und Freiflächen in der Richtung des Ausblickes, zu erhalten.

Wenn wir wehmütig sagen: «How green was my valley», so ist der Grund nicht die Verdrängung des Grüns durch Industrie und Schlackenhalden, sondern die Verbauung der schönen Aussichten durch Reihen von hohen Häusern.

Die Sicherung der optischen Beziehung nach aussen ist um so wichtiger, je grösser die Stadt ist und je kleiner damit die Möglichkeit wird, die Enge der Innenstadt durch Spaziergänge in der freien Natur auszugleichen. Aber auch bei kleineren Städten ist dieser Ausgleich nicht immer möglich, infolge der Beschwerlichkeiten, die das Klima bei weiteren Wanderungen mit sich bringt und wenn der Fussgänger, bei starkem Verkehr auf den Landstrassen, auf steinige oder sandige Feldwege angewiesen ist, die überdies auch nicht immer gefahrlos sind. Hierzu kommt bei grösserer Entfernung von dem Wohn- und Erholungsgebiet, für die vielen, die nicht glückliche Besitzer eigener

Wagen sind, noch die Unbequemlichkeit des Fahrens in überfüllten Autobussen oder Bahnen, wobei noch zu berücksichtigen ist, dass eine beträchtliche Zahl von Stadtbewohnern nicht durch Fahrten oder weite Wege die Schabbathgesetze verletzen wollen.

Bei der optischen Beziehung zur Umwelt ist zu unterscheiden zwischen der *individuellen*, von der Wohnung aus, und der *öffentlichen*, von Strassen, Freiflächen und öffentlichen Gebäuden aus.

Je kleiner und enger unsere Wohnungen sind, um so sorgsamer werden wir durch entsprechende Grundrisslösung und Fensteranordnung versuchen, die Wohnung optisch und gefühlsmässig zu vergrössern. In gebirgigen Gegenden werden wir bei niedriger Bebauung und entsprechenden Hausabständen sogar erreichen, dass jede Wohnung freien Ausblick in die Weite erhält. Im Flachlande muss man sich mit einem möglichst weiten Abstande der Wohnhäuser voneinander, der mit einer, dem Auge wohlzuenden Bepflanzung ausgestattet ist, begnügen.

Von Arbeitsräumen aus werden sich Ausblicke in die Landschaft und Gärten nicht immer herstellen lassen, selbst wenn keine Ablenkung von konzentrierter Arbeit zu befürchten ist; um so erwünschter ist es, den für die Arbeitspausen bestimmten Räumen, angenehme, entspannende Ausblicke zu sichern.

Was aber die öffentliche optische Beziehung zur Außenwelt anbelangt, so wird der Planer alle Möglichkeiten ausnutzen, oder sie nötigenfalls durch entsprechende Massnahmen der Planung, schaffen müssen. Allerdings ist das nicht so zu verstehen, dass man von jeder Strasse und von jedem grünen Plätzchen aus immer auf die «herrliche Landschaft» gestossen werden muss. Die Aufgabe des Stadtplaners sollte es vielmehr sein, den Bewohner oder den Besucher der Stadt unmerkbar zu leiten und dem Besucher die Freude geben, «seine» Aussicht entdeckt zu haben. Die geforderte Beziehung der Stadt zur Landschaft soll deshalb nicht zur Auflösung der Stadt führen, sondern zur Gestaltung der Stadt im Rahmen der Landschaft.

Als Beispiel einer Planung, bei der die natürliche Umgebung als Thema in die Gestaltung eingeführt ist, sei es erlaubt, ein Projekt von Professor Alexander Klein zu erwähnen, auf dessen Arbeiten die hier vorgetragenen Gedanken vorwiegend begründet sind. Es handelt sich um das Projekt für eine Stadt auf den Sanddünen am Wady Falik (südlich Nathania), das zuerst im Jahre 1947 im «Technion Year Book» veröffentlicht wurde und danach in vielen Fachzeitschriften abgedruckt wurde. Bei den zum Teil sehr schmeichelhaften Befreiungen in der internationalen Fachpresse, wurde besonders die Lösung der Verkehrsprobleme gewürdigt; der landschaftlichen Komposition, die dieser Planung zugrunde liegt, wurde leider nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, nämlich der Sammlung des städtischen Lebens in der Richtung auf die Dünenkrone, mit ihrem weiten Blick auf das Meer als Hauptthema, und ausserdem, als Nebenthemen, die Öffnung der Bebauung nach Süden, auf die stille, weite Feldflur.

Bei unserem Abstecher auf das Gebiet der Musik haben wir gesehen, dass das Thema, welches das Mitschwingen in uns ausgelöst hat, je nach dem Tempo des Satzes in verschiedener Weise auf unsere Stimmung wirkt, die wir als Spannung, Sammlung, Steigerung und Befreiung bezeichnet haben.

Die Vorbedingungen für diese Stimmungen innerhalb der Stadt können durch entsprechende Planung geschaffen werden:

Spannung, in den Geschäftsvierteln, durch zielsstrebende dynamische Strassenführung und entsprechende Verteilung der Baumassen.

Sammlung, in den Wohn- und Arbeitsgebieten durch Ausschluss des Schnellverkehrs, durch angenehme Führung der Strassen und deren geeignete Profilierung, durch Anlage von Spazierwegen und durch Auflockerung der Baumassen.

Steigerung, im Bereich der öffentlichen Gebäude, die wir allerdings nicht durch den Maßstab und die Monumentalität dieser Bauten erreichen können, sondern durch Errichtung auf den naturgegebenen Höhen und durch Einführung in das Blickfeld von Strassen und Freiflächen. Gleichzeitig werden wir die öffentlichen Gebäude soweit als möglich von der profanen Bebauung abrücken, damit sie nicht von dieser an Höhe, Baumasse und Monumentalität erdrückt werden, wofür es ja leider viele Beispiele in aller Welt gibt.

Was die *Befreiung* durch einen harmonischen Abschluss anbelangt, den wir in der Musik kennengelernt haben, so können wir mit ihr die Begrenzung des Stadtgebietes oder seiner Bezirke durch natürliche Unterbrechungen, wie Flusstäler, Wadys, Bergrücken oder planmäßig gewollte Zwischenräume vergleichen.

So wie der Mensch nicht imstande ist, ohne Ende Musik zu hören, so vermag auch der Stadtbewohner nur in ziemlich engen Grenzen ein Stadtgebiet wirklich zu kennen, sein soziales Leben mitzuleben, es sich als Bürger zu eigen zu machen.

Aus diesem Grunde — ausser der oben geforderten Möglichkeit der optischen Beziehung zur umgebenden Natur, und abgesehen von Forderungen der Technik, der Sicherheit, des Luftschutzes und der Organisation — ist es erwünscht, die Begrenzung der Stadt im ganzen und auch ihrer Wohnbezirke (Units) durch entsprechende Freiflächen zu begrenzen, die im generellen Plane für immer festzulegen sind.

Schliesslich erinnern wir uns, dass in der Musik die Stimmungen in einer bestimmten *Reihenfolge* der Sätze zu dem befriedigenden, ja beglückenden Eindruck führen.

Auch die Aufgabe des Stadtplaners muss es sein, die Anordnung der Zonen so vorzusehen, dass beim Durchschreiten der Stadt auf den üblichen Wegen, die Stimmung entweder gehoben oder gedämpft, aber nicht zerrissen oder verwirrt wird. Auch in dieser Hinsicht sei noch einmal das früher genannte Projekt der Falikstadt erwähnt, in dem von aussen nach innen das Geschäftsviertel, das Wohngebiet und schliesslich — durch Promenaden zugänglich — der zentrale Park mit öffentlichen Gebäuden aufeinander folgen.

Durch geeignete Anordnung der Stadtbezirke, oder wenigstens innerhalb der Stadtbezirke, sollte erreicht werden, dass der Weg von der Wohnung zur Arbeit nicht verwirrende Eindrücke bietet, die die Arbeitsfrische herabsetzen, und umgekehrt, dass auf dem Heimweg eine wohltuende Entspannung eintreten kann, oder dass es möglich ist, zum Gottesdienste oder zu einer festlichen Veranstaltung gesammelt zu gehen, und dass beim Verlassen die gehobene Stimmung nicht durch Strassenlärm und Lichtreklamen zerschlagen wird.

Damit würde die Planung Forderungen erfüllen, die im Bereiche der psychischen Hygiene liegen, wie sie Professor H. A. Gins vom Robert-Koch-Institut in Berlin in einem Vortrage im Jahre 1929 in bezug auf die Wohnung ausgesprochen hat.

Die psychische Hygiene soll durch möglichste Vermeidung von psychischen Umstellungen zu einem Ausgleich führen gegenüber den vielfältigen Reizen, denen der Mensch bei der Arbeit und im Getriebe des Strassenverkehrs ausgesetzt ist.

Durch diesen Ausgleich besteht gleichzeitig die Möglichkeit, die Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit zu steigern, so dass letzten Endes die künstlerische Gestaltung der Stadt auch einen volkswirtschaftlichen Nutzen im Gefolge hat.

Aus dem Ausgeföhrten geht hervor, dass der künstlerischen Gestaltung im Rahmen der Stadtplanung eine in jeder Beziehung wesentliche Aufgabe zufällt, und zwar nicht nur, um der Stadt ein Feiertagskleid zu schaffen, in dem sie sich vor Gästen zeigen kann, sondern zur Erleichterung des täglichen Lebens der Bewohner.

Es wurde auch gezeigt, dass die Gestaltung nicht an Moden oder an Stile gebunden, sondern den dauernden Regeln der Kunst unterworfen ist, wie wir sie aus der Musik abgeleitet haben.

Schliesslich wurden andeutungsweise einige Mittel angegeben, die es dem Planer ermöglichen, die Planung in diesem Gedankengange durchzuführen.

Hierzu möge noch bemerkt werden, dass die Arbeit des Planers keineswegs die Tätigkeit des Architekten und Gartengestalters ausschalten kann; deren endgültige Ausführung die Stadt erst «gebrauchsfertig» macht.

Aber die Bauten und Gärten können nur dann sinnvoll gestaltet werden, wenn sie in eine entsprechende Gesamtkomposition eingeordnet sind. Denn diese Gesamtkomposition ist das Bestehende; sie ist schon vorhanden, bevor noch Entwicklung der Stadt und genügende Mittel die Ausführung von schmückender Architektur und Gartenanlagen zulassen; und sie bleibt auch, wenn widrige Umstände, Vernachlässigung oder wechselnde Mode über Bauten und Gärten hinweggehen.

Voraussetzung aller der gezeigten Möglichkeiten ist selbstverständlich, dass die künstlerische Stadtplanung in einem so frühzeitigen Stadium einsetzt, dass dem Architekt-Urbanisten noch Zeit zur aktiven Mitwirkung gegeben ist, d. h. wenn die Planung nicht schon durch technische und juristische Bindungen unlösbar verstrickt ist. Sonst wird die Stadtplanung notwendigerweise zu einem Flickwerk, genau, was es zu verhindern gilt.